



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Toeche, Theodor: Friedrich Gentz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wissen mögen; und folglich sei es auch unhistorisch, daß Lessing nun an dieser Stelle stehe.

Diese Darstellung, obwohl ausführlich genug und mit Einzelheiten ausgeschmückt, ist hypothetisch, um nicht apokryphisch zu sagen. Allein auch abgesehen von diesen Zweifeln, was würde jener Schriftsteller wohl meinen, wenn man „historisch“ verfahren Voltaire, d’Alembert und Maupertuis auf das Postament gesetzt hätte? Es ist ja gerade schön, daß die Nachwelt die Gegensätze in Friedrichs und Lessing’s literarischen Richtungen im höheren Sinne verhöhnt; Lessing wäre ohne das an Friedrich sich aufrichtende Selbstgefühl des deutschen Volkes nicht Lessing geworden, er hat den großen König in der Minna so schön verherrlicht, es ziemt sich also, daß er nun im Abglanz des königlichen Ruhms auch an dieser ehrenvollsten Stelle steht.

Julius Friedländer.

Friedrich Genz.

Karl Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich von Genz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im XIX. Jahrhundert. Mit Benutzung handschriftlichen Materials. Leipzig, Hirzel, 1867. — Derselbe, Briefe von Friedrich von Genz an Pilat. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. 2 Bände. Leipzig, Vogel, 1868. — (v. Prokesch-Osten) Aus dem Nachlasse Friedrichs von Genz, I. Briefe, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen. II. Denkschriften, Wien, Gerold, 1867.

Noch immer ist das Interesse, welches Friedrich Genz uns einflößt, im Steigen. Jeder neue Beitrag zur Geschichte Napoleons I. oder Metternichs — also jede Aufklärung über die jüngstvergangene, auf uns nachwirkende Zeit lenkt uns wieder auf seine umfassende politische Thätigkeit zurück, und jede Mittheilung von seinem Wirken und Leben hebt uns zugleich von neuem die unveröhnlichen Gegensätze in seiner Natur heraus. Er fesselt uns gleich sehr als Staatsmann und als Mensch; sein Charakter und seine politische Thätigkeit erläutern sich gegenseitig. Man muß ihn aus seiner Zeit, und seine Zeit aus ihm selbst verstehen lernen. Was wir aber von ihm wissen, erregt zu gleicher Zeit so sehr unsere Bewunderung und unsere Verachtung, daß eine vorurtheilsfreie Schätzung uns erheblich erschwert und entfremdet wird. Sein politisches Wirken ist man jetzt, wo man sich mit mächtigem Zuge aus der Zeit politischen Druckes und Stillstands zu lösen bestrebt ist, und wo man alles, was jetzt noch unzulängliches und kleinliches zu ertragen ist, alle Verderbniß und alle Ohnmacht politischer Zustände auf jene Zeit

Metternichs zurückführt, geneigt, als Akte der Verblendung und der Tücke mit Entrüstung zu schildern, und seitdem die von Ludmilla Uffing herausgegebenen Tagebücher mit erschreckender Offenheit auch Genz' sittliche Schwächen vor der Welt enthüllten, haben alle diese Züge liederlichen und anrühigen Lebens nur neue Gründe für das Verdammungsurtheil. geliefert, in welches man das gesammte Thun des Mannes zusammenfaßt. Es ist schon ein Fortschritt zur Unparteilichkeit, wenn man sich der leichteren und lockenden Aufgabe widmet, diese wunderbaren Contraste in seinem Wesen sich gegenüber zu stellen, zu erzählen, wie derselbe Mann, der schon im Jahre 1808 den Plan eines constitutionellen Bundesstaats unter Oestreichs Leitung ausarbeitete, also mit den östreichischen Traditionen nicht nur völlig brach, sondern noch weit mehr, weit lebenskräftigeres und ersprießlicheres forderte, als später unter seiner vornämlichen Mitwirkung zu Stande kam, wie derselbe Mann, der zu dem Kampfe gegen Napoleon an das deutsche Volk, „den Bund der Starken, Reinen und Guten“ sich gewendet, es an den Stolz und die Herrlichkeit unserer Nation gemahnt und mit flammender Beredsamkeit es zum Kampf aufgerufen hatte — wie eben derselbe später die Carlsbader Beschlüsse als die größte retrograde Bewegung seit dreißig Jahren, als ein Ereigniß größer als die Schlacht von Leipzig pries und sich nun groß und stolz in dem Gedanken fühlte, bei solchen Beschlüssen, „dem edelsten und fruchtbarsten Werke, welches unsere Zeit, unter Gottes sichtbarer Mitwirkung hervorgebracht hat, ein eingeweihter Zeuge und manchmal ein brauchbarer Handlanger gewesen zu sein.“ Was war mit dem Manne vorgegangen, daß er, der die Schäden autokraten Regiments früher als die leitenden Staatsmänner erkannt und die Zukunft auf die gesunden, mächtigen Kräfte des Volks hatte gründen wollen, die Berufung des Ministeriums Polignac als „einen so großartigen Entschluß preist, daß nur Gott ihn dem schwachen König eingeben konnte“, und mit dem Bischof von Raibach sich dahin verständigt, daß „ohne eine Totalreform in den Lyceen und anderen Erziehungsanstalten, daß ohne unmittelbare Verabschiedung der drei Viertel aller Professoren in der Monarchie die Achtung für die Religion und für die öffentliche Ordnung nicht wieder hergestellt werden kann, die weit mehr von innen heraus, als durch alle auswärtigen Libellisten untergraben worden ist?“

In der That, es ist verlockend, in der Schilderung dieser Gegensätze zu verweilen und hellen Lichtseiten desto düstere, räthselhaftere Schatten entgegenzustellen. Die Publikationen aus Genz' Nachlaß, welche die letzten Monate uns brachten, führen uns einen guten Schritt dem rechten Ziele näher. Das Werk des Baron von Prokesch-Osten schildert Genz namentlich als Staatsmann; politische Aufsätze, in denen er seine Ansichten sich selber entwickelt, Denkschriften, die er für Staatsmänner oder in officiellm Auftrage verfaßte,

Bemerkungen, welche die Lektüre historischer und politischer Werke veranlaßte, bilden den Hauptinhalt der beiden Bände; die mitgetheilten Briefe sind gleichfalls vorwiegend politischen Inhalts. Wichtig sind die Publikationen nicht nur zur Kenntniß der einzelnen Ereignisse, die sie betreffen, sondern auch, weil aus ihnen weit mehr als bisher Genz' Anschauungen sich charakterisiren, und sich ergibt, was in ihm bleibende Ueberzeugung, innerste Geistesart war und was und wie es sich im Lauf des Lebens und seiner Erfahrungen allmählich, und zum Theil bis in den Gegensatz umwandelte. Allgemeines Interesse beansprucht sein Briefwechsel mit Pilat, der in diesem Werke nur in spärlichen und ungenauen Bruchstücken, vollständig aber von Professor Mendelssohn, der die Originale von Pilats Erben in Wien erwarb, herausgegeben worden ist. In ihnen offenbart sich Genz gleich unbefangen als Mensch und als Staatsmann; sie geben zu jenen schroffen Zügen, in denen man sich sein Bild vorzustellen gewöhnt hat, die versöhnenden Mitteltöne. In einem besondern Essay hat Mendelssohn mit einer vollkommeneren Beherrschung des Materials, als es früheren Biographen zu Gebote stand, die Grundzüge in Genz' Charakter geschildert und deren Gegensätze erläutert und verbunden.

Diese zahlreichen Briefe, welche Genz an den wiener Polizeiminister Pilat richtete, den Herausgeber des österreichischen Beobachters, einer von Metternichs Regierung inspirirten Zeitung, zeigen in der That alle glänzenden und gesunden Seiten von Genz. Sein dem Adressaten überlegener Rang berechtigte ihn, gegen denselben eine Würde und Zurückhaltung zu bewahren, die ihm sehr gut anstehen. Um so freiwilliger und natürlicher äußert sich dazwischen eine Vertraulichkeit, die zu erweisen der leicht bewegten Seele Genz' ein Bedürfniß war. Besonders aber nimmt für Genz die geistige Ueberlegenheit ein, die einem kleinflugen und leicht erhitzen Politiker wie Pilat gegenüber wohlthuend und klar hervortritt und, wenn er seinen Correspondenten mit starken Worten hat in Schranken weisen müssen,*) so erscheinen die Gleichmäßigkeit seines Vertrauens zu ihm und sein unbeirrt sicheres politisches Urtheil doppelt erfreulich und werthvoll.

*) „Gewöhnen Sie sich doch, wenn es Ihnen möglich ist, eine Wendung in Ihren Briefen ab, die mich oft und schwer ärgert; nämlich die: „Lassen Sie uns über diesen und jenen Gegensatz nicht länger hadern.“ Fürs Erste hadre ich nie und finde den Ausdruck nicht anständig. Fürs Zweite kömmt diese Wendung fast immer in Fällen vor, wo Sie, anstatt zu hadern, sich lieber von mir belehren lassen sollten, in Sachen, die ich nothwendig viel besser wissen muß als Sie, wo wir nicht auf einer Linie stehen, also auch nicht mit einander hadern können. Ich raisonire gar nicht mit Ihnen; ich hadre noch viel weniger. Wenn Sie meine Belehrung verschmähen, so schweigen Sie still, und denken Sie sich das Ihrige, daß Sie es mir aber als einen Act der Mäßigung anrechnen wollen, wenn Sie, um mich zu schonen, endlich aufhören, Ihre These zu behaupten, daß ist zu stark.“

Den gleichen Eindruck macht Genz gegenüber der fast belustigenden Bigotterie Pilatz. Er weist ihn zuweilen mit ernstern und vortrefflichen Worten zurecht — freilich ohne die geringste Wirkung. Das hindert ihn aber nicht, seine eignen freien Ansichten stets offen vor dem wiener Polyzisten zu entwickeln.

In den ersten Jahren der Correspondenz zeigen Genz' Briefe noch mehr Ernst, mehr Feuer, seine Gedanken sind schärfer, geschlossener, große Ziele treten näher heran und beherrschen lebhafter seinen Geist; allgemeine Grundsätze werden behandelt. In späteren Jahren gehen die Gedanken in ruhigerem, breiterem Strom; Einzelheiten nehmen überhand, Plaudereien werden öfter untergemischt, alles wird äußerlicher erfaßt, das Urtheil wird gelassener, zweifelhafter — aber durchgängig offenbart sich Welt- und Menschenkenntniß, Meisterchaft in diplomatischen Geschäften, eine staunenswerthe Arbeitskraft, eine reiche und allzeit handliche wissenschaftliche und publicistische Bildung — kurz, das Bild eines echten Staatsmannes. Er hat ein Recht dazu, auch uns zur Lehre auszurufen: „Nach dreißigjähriger Arbeit bin ich endlich so weit gekommen, daß ich begreife, wie einem Manne, der handeln und regieren muß, eigentlich zu Muthe ist. Wenn dieser Gedanke tausenden meiner Bekannten nur ein einziges Mal aufstieße, so würden sie sich doch schämen müssen, über das schwerste auf Erden mit so sträflichem Leichtsinne abzusprechen.“ Manche seiner Urtheile über die Presse, seine Aeußerungen über die Erfordernisse einer guten Zeitung, seine Grundsätze über praktische Staatskunst sind ausgezeichnet. Er überschaut Sinn und Gang der politischen Lage und behält alles, was seinem System Nutzen und Schaden bringen kann, zusammenhängend vor Augen. In vielem aber steht er noch höher und vielleicht in nichts anderm trifft uns die Voraussicht und Größe seines Geistes näher, als in den wie für unsere Tage geschriebenen Worten über die römische Frage: „der Cardinal Spina sprach wie eine Nachtmühe (schreibt er während des laibacher Congresses) und so hat sich auch der römische Hof seither leider benommen. Ihm kann von außen her nicht geholfen werden, wenn er sich nicht selbst helfen will — die wahre Gefahr für die katholische Kirche ist in Rom und nur in Rom. Wenn der päpstliche Hof nicht in kurzem zu sich kommt und einsieht, daß er nicht mit dem Kopf gegen ein eisernes Thor rennen kann, so werden keine auswärtig zu seinem Besten ergriffenen Maßregeln ihm mehr helfen. Die Gewalt des Stromes, der von allen Seiten gegen ihn andrängt, ist zu groß, und wenn der Papst sich nicht selbst an die Spitze dieser Hauptreformation stellt, so wird in wenig Jahren eine viel ärgere als die von Luther gegen ihn ausbrechen.“

Je wohlthuernder uns nun die Achtung vor einem so viel geschmähten Manne überkommt, je mehr wir in ihm edle, große Eigenschaften, ja, mit uns übereinstimmende Urtheile entdecken, um so ernster ergreift der Gegensatz,

in welchem wir die Summe seines Wirkens und seine ganze Zeit zu unserer Gegenwart stehen sehen. Hier ist der Kernpunkt des Interesses, mit welchem Genz gleichermäÙe unsern Verstand und unser Gemüth fesselt. Ein Bild seiner Wirksamkeit, am besten seine eignen Zeugnisse, seine Briefe zeigen ihn inmitten einer Zeit, die uns, der unmittelbar folgenden Generation, wunderbar entlegen erscheint, inmitten einer politischen Lage, deren Gegensatz zu unseren Tagen nicht schroffer gedacht werden kann, mit seltener Kraft und mit voller Zuversicht an einem Werke arbeiten, welches jetzt durchaus zertrümmert vor uns liegt, mit allem Reichthum und allem Scharfsinn seines Geistes Zielen dienen, deren Schwäche, deren Lüge, deren Unhaltbarkeit jetzt aller Welt offenkundig und im allgemeinen Bewußtsein sind.

Man darf Genz mit Metternich identificiren, er war dessen zweites Ich, sein Rath und seine Feder. Mit Genz werden alle Akte der Regierung verhandelt, ihm die wichtigsten Schriftstücke übertragen, er ist der Praktiker, der die öffentliche Meinung beobachtet, und der thörichten, groben oder böswilligen Volksmenge Schädliches vorenthält, Vermessenes tadelt, Irriges wohlmeinend berichtigt. Er ist der Träger jener Periode farblosen Einerleis, dumpfer Stille, dummen Gehorsams, der „Ruhe um jeden Preis“. Es überrascht uns immer wieder, daß jene Männer wirklich glaubten, ein großes, von jungen Siegen erregtes und begeistertes Volk in blinder Abhängigkeit und Theilnahmslosigkeit unter einer Regierung zu halten, die ausschließlich nach dem Interesse eigengefälliger Cabinetspolitik und ohne Zusammenhang, ohne Verständniß von dem Wünschen und Wesen des Volkes handeln wollte, daß sie keine Vorstellung von der unerschöpflichen und unwiderstehlichen Macht hatten, welche aus einer sorgsam gepflegten und geleiteten Entwicklung des Volksbewußtseins quillt, daß das Stichwort und das Zauberwort unserer Tage, der Grund unserer Größe, die „nationale Politik“ von ihnen völlig unbegriffen war. Schwächlich und kindisch waren freilich oft die Regungen dieses nationalen Bewußtseins; wer will sich des Lächelns erwehren, wenn sechs jenenser Studenten — nach der gewiß wahrheitsgetreuen Schilderung von Genz — vom Großherzog von Weimar zur Tafel geladen, in deutscher Tracht mit großen rothen Schärpen, offenem Halse und langem Barte erscheinen und, als der Großherzog die Gesundheit der Universität ausbringt, einer der „Unholde“ mit dem Gegentoaste antwortet: „dem einzigen deutschen Fürsten, der sein Wort gehalten hat“, — aber ganz unwürdig schwächlich waren auch die Empfindsamkeit und Furcht, welche Genz und die Seinigen diesen Regungen entgegensetzten. SpäÙig ist es noch, daß ihm in dem herrlichen Gemälde des heidelberger Schlosses „der einzige Fleck die grotesken und widerlichen Figuren sind, die in schmutzigen altdeutschen Trachten, Gott und den Menschen ein gerechter Greuel, mit Büchern unter dem

Arm, die falsche Weisheit ihrer ruchlosen Professoren einholen gehen". Aber bedenklicher offenbart sich der schwachsinrige Widerwille von Genz in einer höchst bezeichnenden Schilderung des Besuchs, den ihm der treffliche Buchhändler Reimer aus Berlin mit einem jungen Reisegefährten in Gastein macht: „Ich glaubte, er sei ein Sohn des bekannten Reimer, und leugne Ihnen nicht, daß sofort alle Sands und Kühnigs von Norddeutschland vor meinem Gemüth standen. Da die beiden Menschen schon im Nebenzimmer waren, so blieb Anstands halber nichts übrig, als sie kommen zu lassen. Hierauf trat ein der berühmte Herr Buchhändler in höchst eigner Person, nebst einem ziemlich jungen Dr. de Wette, vermuthlich einem Sohn des berühmigten Professors. Der Besuch, dessen eigentliches Motiv ich nicht begreifen konnte und noch nicht begreifen kann, setzte mich in einige Verlegenheit, die ich aber unter einer sehr höflichen Aufnahme, so gut es gehen wollte, verbarg. Das Gespräch dauerte, Gottlob, nur eine halbe Stunde. Jedes Wort, welches die Unholde sprachen, verrieth den innern Grimm gegen alles Bestehende und ihre hochmüthigen Projekte, alles neu zu schaffen. Von eigentlicher Politik hielt ich sie streng entfernt; und auf die Frage, ob ich keine neuen Nachrichten aus Italien hätte, antwortete ich kurz und trocken mit nein! — Als sie fort waren, konnte ich mich nicht enthalten, Gott zu danken, daß ich mit dem Leben davon gekommen war; denn mehr als einmal kam mir der Gedanke, sie würden Dolche oder Pistolen aus der Tasche ziehen. — Allen Scherz bei Seite gesetzt, werden Sie wohl begreifen, daß ich, der ich mit dieser Höllebrut nun so lange in keiner Art von Berührung gewesen bin, mich äußerst unheimlich mit ihnen fühlen mußte, und daß ich lieber noch einmal, allenfalls auch bei Nacht, über alle hängenden Brücken der Alam und alle Abgründe der Salzach gehen oder fahren, als mit diesen deutschen Carbonari unter einem Dache wohnen wollte. Hätte sich die Rotte auch nur auf drei Tage hier niedergelassen, ich wäre sogleich davon gegangen. Daß übrigens eine ganze Gesellschaft solcher notorischer Untriebler unsere Provinzen in allen Directionen frei durchstreifen darf, scheint mir doch eine bedenkliche Sache, und besonders zu Fuß, wo alle Controle aufhört, und wo sie in den abgelegnen Winkeln der Monarchie treiben können, was ihnen beliebt. Die Leichtigkeit, womit unsere Gesandtschaften in Berlin und Wien Pässe austheilen, hat mich schon oft scandalisirt. Ich würde in unseren Zeiten keinem nur irgend verdächtigen Reisenden einen andern Paß geben, als um auf der Poststraße nach Prag oder nach Wien zu gehen; und hier müßte dann erst entschieden werden, ob er geeignet sei, Beobachtungreisen im Innern des Landes zu machen.“ — Armselige Kurzsichtigkeit! der selbstgefällige Humor, mit welchem diese Episode geschildert wird, darf doch die Wahrheit solcher Befürchtungen nicht zweifelhaft machen; sonst würde

Genz nicht mit fast heuchlerischer Emphase über denselben Gegenstand ausrufen können: „Im Fleisch muß die Revolution bekämpft werden, die moralischen Mittel sind vor der Hand ganz ohnmächtig. In geharnischten Gliedern, aufmarschirt in Massen, müssen endlich die beiden Systeme auf Leben und Tod kämpfen. Siegen wir, so siegen alle guten Sachen mit uns, Werden wir (finaliter) geschlagen, so mag Gott in tausend Jahren eine neue Welt schaffen, mit der alten ist es dann im christlichen und moralischen Sinne aus.“

Die Charakteristik jener mattherzigen und verirrten Anschauungen, welche die Zeit beherrschten, wird erst vollständig, wenn man sich des Hohnes bewußt bleibt, mit welcher diese Staatsmänner den „ridiculen preußischen Hof“ betrachteten. Schon 1818 schreibt Genz: „Von der Verehrung, welche die Preußen allem, was Oestreich angeht, unserer ganzen Stellung, unserm System, unsern Maßregeln, unserer Sprache u. s. w. widmen, könnte ich Ihnen einen langen Brief schreiben. Die Persönlichkeit des Fürsten Metternich und sein ebenso liebenswürdiges als klug berechnendes Benehmen hat sie nun vollends bezaubert.“ Und noch 1826: „Es geht ins unglaubliche, was man der preußischen Regierung heute bieten darf.“ Es waren freilich Wonnetage für ihn, als er und Metternich „schon zwei Meilen vor Cöln zwischen einer Art von fortlaufendem Spalier, durch die Volksmenge Einzug in Cöln hielten“ und der Kaiser in Aachen „sich gleich beim Eintritt in den Dom in einen Betstuhl warf, seine Andacht verrichtete, die Reliquien und das berühmte Evangelienbuch küßte, während der König und sein Sohn (heutige Souverains der Stadt!) von fern stehend Zuschauer waren.“

Diese wenigen Skizzen bekunden zur Genüge den fundamentalen Unterschied zwischen jener Zeit und unserer befreiten Gegenwart, die doch nur durch ein Menschenalter getrennt sind. Jene Staatsmänner haben die Kräfte des Volks nicht zu entbinden, sie haben sie nicht einmal zu achten, nicht einmal zu verstehen gewußt. Es fehlte ihnen jedes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Volke, sie schafften nicht nur ohne, sondern auch nicht einmal für das Volk, sie fühlten sich ohne große sittliche Pflichten, sie besaßen Staatskunst, aber keine Staatsweisheit. „In der praktischen Politik gibt es eigentlich gar kein System mehr für mich. Es ist nichts als eine Kunst und der beste Künstler der, der in jedem Augenblick seines Instruments am meisten Herr ist.“ — Sie regierten nur für sich und ihre Fürsten. *Bene vivere et lactari* — dieser Wahlspruch des Sebastiano del Piombo und der ganzen italienischen Renaissance war der ihrige geblieben. „Genießen Sie das Leben und lassen Sie den Himmel für die Welt sorgen. Es wird immer noch einige feste Punkte geben, auf welchen man stehen bleiben kann, wenn auch Alles bricht.“ All ihr Mühen ging nur dahin, ungestört von den „An-

holden" und von „Bestialitäten“ — wie Geng fast alles bezeichnet, was in größerem Ton und mit naturkräftiger, durch den Druck gesteigerter Gewalt aus dem Volke gegen ihn andrängt, — das behaglichste Dasein zu führen. Geng ist der vollkommene Typus dieser pflichtlosen, genußsüchtigen Gesellschaft. Man mag nicht gegen die endlose Reihe üppiger Gelage eifern, deren rühmende Schilderung fast jeder seiner Briefe enthält. Ebenso wären die Huldigungen gegen schöne Frauen, und die unsaubern Liebschaften höchst gleichgiltige Dinge, wenn sie nicht zum Preise für staatsmännische Arbeit würden. In der That aber legte man dahinein den Werth des Lebens, und nur, wenn und weil etwas diesem Zustande ruhigen eitlen Genusses hindernd in den Weg trat, erweckte es zum Handeln. Eine große Zeit steigerte daher allerdings Geng zu großartiger Wirksamkeit; er hat unter den Ersten den Kampf gegen Napoleons Tyrannei geführt. Daß ihn aber nur enge selbstsüchtige Beweggründe leiteten, bewies später sein ebenso hartnäckiger Kampf gegen alles, was die Ruhe des Metternichschen Systems stören wollte. Diesem frivolen Ziele zugewandt, versinkt er mehr und mehr in Gleichgiltigkeit, in Blasirtheit, in „öde Resignation“. Es ist ein erschreckendes Ende, daß derselbe Mann, der zuvor im Dienste der Reaction sich gerühmt hatte: „Der wahre Grund meiner unerschütterlichen Ruhe ist der, daß noch nie eine so gute, so reine, so fleckenlose Sache wie die unserige mit einer so durchaus schlechten und schändlichen wie die unserer Gegner im Kampf war,“ am Schluß seines Lebens bekannte: „Ich war mir stets bewußt, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Committenten und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die sie ersochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben würde, als wir; daß die Presse, so sehr ich sie in ihren Ausschweifungen verachtete, ihr furchtbares Uebergewicht über alle unsere Weisheit nicht verlieren würde, und daß die Kunst der Diplomaten so wenig als die Gewalt dem Weltrade in die Speichen zu fallen vermag.“ In einem ausführlichen Briefe, den er unter dem Eindruck der Julirevolution an den Fürsten Wittgenstein schreibt (Prokess-Dsten I. 108 ff.) erörtert er die Aussichten auf den Sieg und den Bestand seines Systems: er sieht es, „nachdem wir durch 15 Jahre mühsam und beharrlich daran gearbeitet haben, sogut als zerstört. Aus dem unvermeidlichen Schiffbruche alles Alten dasjenige zu retten, was uns am nächsten liegt und was der Erhaltung am würdigsten ist, das allein muß und kann unser eifriges Bestreben sein.“ Das „eine Mittel für diesen großen Rettungsprozeß, den Kampf auf Leben und Tod“, weist er zurück — „das andere liegt in dem wohl berechneten Temporisiren, welches den Stürmen der Zeit nichts als Besonnenheit und Beharrlichkeit entgegen setzen soll.“ Er bekenne sich als entschiedener Anhänger dieses Mittels. Schon 1805 erklärte er sich bestimmt, „sich ganz dem schweren, dem undankbaren, dem gefährvollen Ge-

schäfte zu widmen, das Uebermaß der Cultur zu bekämpfen.“ — In eine solche Renitenz faßt derselbe Mann seine Lebensaufgabe zusammen, dessen politische Einsicht und Thatkraft, dessen staatsmännisches Talent wir bewundern! Er war ohne Verständniß für die Mächte, welche die Geister vorwärts trieben, geschweige denn, daß er eine Verständigung mit ihnen unternahm. Er und die Seinigen standen fremd und einzeln der allgemeinen Volkskraft gegenüber; sie kämpften nur für sich, nicht für ein Allgemeines, für keine sittliche Macht, und daher unterlagen sie.

Ohne je durch das Gefühl einer edlen Pflicht gestärkt und geläutert zu sein, war Genz durch das Leben gegangen. Niemals hatte er aus innerem Drange für das Glück Anderer, für die allgemeine Wohlfahrt sein Selbst rücksichtslos eingesetzt oder zu Dienst gegeben. Seine Ehe hatte er früh und freventlich gebrochen. Nirgends bestand für ihn eine Offenbarung des Idealen, an welcher er sich gemessen und begeistert hätte. Die Werke der Kunst machten nur flachen Eindruck auf ihn. „Sogenannte Kunstschätze“ waren ihm gleichgiltig, Bauwerke wie die Dome von Köln und Mailand werden nur obenhin in seinen Briefen erwähnt. Nur die Natur vermochte seine Seele zu bewältigen, aber, was für ihn charakteristisch ist, eine in ihren gewaltigsten und erhabensten Formen. Eine anmuthige, freundliche Gegend war ihm widerwärtig, die Umgegend von Johannisberg fand er eintönig und formlos, eine einzige Stelle im Salzachthal sei ihm lieber als die ganze Natur des Rheingaus. Allerdings, die Alpenlandschaften hat er fast mit jedem Jahre wieder in begeisterter und schöner Schilderung gepriesen. Er bedurfte aber eines bewältigenden Eindruckes, einer überlegenen Größe, um in Thätigkeit oder Stimmung zu kommen. Es ist bekannt, welche Furcht ihm Gewitter einflößten. Er zählte ihre Schläge, verfolgte ihren Gang, berechnete ihren Ausbruch, und ängstigte sich schon im Voraus bei den Anzeichen, die er peinlich beobachtete. Er wird dessen nicht müde und bedenkt sich nicht, in seinen Briefen die umständlichsten Beschreibungen und die offenherzigste Beichte seiner Angst zu geben. — Vor einer idealen Macht wenigstens liebte es Genz, Ehrfurcht zu heucheln: vor der Religion. Man kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er nicht kirchlich gläubig war: er hatte zu viel von philosophischer Aufklärung in jungen Jahren in sich aufgenommen, hatte zu früh in der scharfen Zugluft des profanen Lebens gestanden, und sich viel zu leicht diesem Treiben der Welt anbequemt, um einen confessionellen Standpunkt zu bewahren. Mit seinem Uebertritt in östreichische Dienste und mit der Verfechtung metternichscher Staatskunst verflüchtigte sich aber selbst das, was er von ernster Erwägung religiöser Gedanken noch in sich trug, in auffallender Weise: denn in seiner Vergleichung der „sogenannten Reformation mit der Büchse der Pandora, die den letzten Ruin über die zuvor hinlänglich

profanirte und entgötterte Welt gebracht hatte“, bekundete er nur, wie ihm der politische Zelotismus jeden Maßstab für andere als politische Werthe geraubt hatte und daß er sogar religiöse Entrüstung heucheln konnte, wenn es seinen politisch-selbstsüchtigen Zwecken diene; ebenso beweist seine Versicherung, fünf Jahre mit dem Entschluß, katholisch zu werden, gerungen zu haben, daß er sich von einer früheren, ernstern, verstandesklaren Ueberzeugung schon getrennt hatte. Die Ehrfurcht, mit welcher er religiöse Fragen zuweilen berührt, ist nichts als Emphase, welche die Untreue und Vergessenheit, deren er sich schuldig fühlt, wieder gut machen soll. Ueber den zweiten Brief Pauli an die Corinthier wollte er halbe Nächte lang geweint haben. Der Ekel vor der Welt, der sich seit dem Jahre 1813 seiner bemächtigte, sollte das Sonderbare bewirkt haben, ihn für die innere Welt ebenso feindselig zu stimmen als für die äußere. „Seitdem ist auch alle Poesie, alle Nührung, alle Wehmuth, aller Glaube und alle Hoffnung aus meinem Gemüthe verschwunden, und daß ich Ihnen dieses mit einer gewissen Ruhe sagen kann, beweiset Ihnen wenigstens, wie wahr es sein muß. Ich lobe diesen Zustand nicht, auch liebe ich ihn nicht; ich sehe aber die Möglichkeit nicht ab, mich in einen andern zu versetzen. Ich trage ihn wie ein vernünftiger Mensch einen siechen Körper, oder Armuth, oder andere Mängel und Widerwärtigkeiten trägt, gegen die er nun einmal keine Hilfe weiß. — — Glauben Sie mir, ich überhebe mich wahrhaftig nicht meiner Weisheit und habe mich von der Religion nicht mit Trotz oder Hochmuth getrennt. Ich habe nicht sie, sie hat mich verlassen (!); und da mir das Unglück in einer ziemlich hohen Sphäre (wohin mein Verstand mich geführt hatte) begegnet ist, wie soll ich hoffen, sie in irgend einer, weniger hohen, wieder zu finden?“

Diese schönen Worte sind nichts, als sein zurechtgelegte, und getifstelte Entschuldigungsgründe vor sich selbst und vor der Welt, es ist eitle Schönmalerei. Der Mann hatte nicht die Kraft und nicht den Ernst, sich aus den Versuchungen eines weltlichen Lebens je wieder auf sich selbst zu besinnen und sich zu einer festen Ueberzeugung über die wichtigsten Fragen unseres Daseins hindurchzuringen. Sein Bedürfniß danach war abgestumpft, sein reich begabter Geist hatte sich dem Strome des Lebens überliefert. Es fordert unsere entschiedene Verwahrung heraus, daß Genz sich brüstet, „seine Zuflucht in einer gewissen Neutralität der höheren Vernunft, der reinen Vernunft nämlich, gefunden zu haben.“ Wer sich wirklich bewußt ist, der reinen Vernunft nachzustreben, kann ihren Namen nicht so ungebührlich mißbrauchen und den völligen Verzicht auf die Lösung der wichtigsten Fragen, den ohnmächtigen geistigen Nihilismus daraus herleiten. Eben diese Worte, die mit so viel Gleichnerei von der Religion und mit so viel Stolz von der Vernunft reden, beweisen, daß er vor jener die Achtung verloren und den Dienst der Philosophie

längst verlassen hatte. Zieht man ihm die Maske ab, so enthüllt sich seine frivole Natur in den Worten: „In Zeiten wie die unsrigen kenne ich nur zwei Mittel, dem Geiste Heiterkeit und dem Herzen die gehörige Spannkraft zu bewahren: eine lebendige und tiefe Religiosität — oder eine passionirte Liebe zu einem irdischen Gegenstande. Da ich nicht unter die Ausgewählten gehöre, denen jene verliehen ist, so muß ich mich an diese halten, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß sie mir bisher unvergleichlich gedient hat.“

So elend war eine so reiche Natur durch den constanten Mißbrauch ihrer Talente geworden! Mag auch die Fäulniß der politischen Welt, in welcher er lebte und wirkte, ihn um so schneller verdorben haben. Er hatte doch zu Anfang seiner Laufbahn gezeigt, wie hoch er seine Zeit überschauen, wie treffend er ihre Krankheit und die Mittel zur Heilung nennen konnte. Aber er selbst war in dies Getriebe versunken und hatte mit all seinen bewundernswerthen Geisteskräften die Verfechtung einer furchtsamen und gehaltlosen Politik übernommen. Es ist ein verlorenes Dasein gewesen. Und dahin hat ihn der Mangel an sittlichem Willen gebracht.

Theodor Doehle.

Das deutsche Seeleuchtwesen.

Ein Leuchtthurm ist auch im Binnenlande jedermann von Jugend her ein bekanntes Ding und ein Gegenstand, welchem sich die Phantasie mit Vorliebe zuwendet, besonders in stürmisch kalten Winternächten, wenn die brandenden Wogen ihren Wisch bis zu den Fenstern der Wärterwohnung hinauffspritzen. Dagegen werden manche deutsche Zeitungsleser wohl zum erstenmal von einem Leuchtschiffe gehört haben, als neulich von Berlin her gemeldet wurde, daß ein solches, unheimlich schwarz angestrichen, in der Mündung der Eider ausgelegt sei. Was der Thurm vor dem Schiffe an hergebrachter Poesie und Romantik voraus haben mag, das gleicht sich aus durch die noch größere Unbehaglichkeit der Existenz auf einem Fahrzeuge, das mitten in einer mächtigen Strömung festgeankert liegt und seine Position zu behaupten nie stärker verpflichtet ist, als gerade wenn Sturm und Wogendrang es bedrängen.

Mit dem Feuerschiff in der Eidermündung ist übrigens das deutsche Beleuchtungswesen keineswegs abgeschlossen. Es gibt noch zahlreiche und sehr empfindliche Lücken in der Beleuchtung unseres Nord- und Ostseestrandes, auch wenn man nicht den Maßstab des französischen Grundsatzes anlegen will: jeden Fleck der Küstengewässer unter Licht zu bringen, — sondern nach